



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 5

Sonabend, den 13. März 1926.

Nr. 5

Friedrich der Große in der pommerschen Volksfage.

Von Prof. Dr. A. Haas.

(Fortsetzung.)

Ebenso reichhaltig als die Sagen über den König als Kriegsherrn sind diejenigen Sagen, in welchen er in seiner Eigenschaft als Regent und Landesvater gefeiert wird. Bekannt ist, daß der König häufig Reisen durch die Provinzen des Königreiches unternahm, um sich persönlich von dem Stande der Dinge zu unterrichten. Diese Reisen brachten ihn in unmittelbare Berührung mit allen Kreisen und Schichten der Bevölkerung, und das ist die Voraussetzung für die folgenden Sagen.

Dem Alten Friß lag nichts mehr am Herzen, als sein ganzes Volk von Grund aus kennen zu lernen, damit er es dann um so besser regieren könne. Aus dem Grunde zog er sich häufig schlechtes Zeug an und sprach darauf in dieser Bekleidung bei dem gemeinen Manne vor; denn wenn er in königlicher Pracht und Herrlichkeit gekommen wäre, so hätten sich die Leute aus Furcht und Verlegenheit doch nicht so gezeigt, wie sie eigentlich waren.

So klopfte der König mit seinem treuen Zieten, als Bettelleute verkleidet, eines Abends bei einem Bauern an die Türle und begehrte Speise und Trank und Nachtlager dazu. Der Bauer willfahrte der Bitte, und es wurde den beiden eine große Schüssel mit Grütze vorgelegt. Die waren aber andere Speise gewohnt und konnten keinen Bissen herunterbringen. „Ihr bettelt und wollt dann wählerisch sein?“ sprach der Bauer erregt, und hast du nicht gesehen, hatte der Alte Friß einen Backenstreich bekommen, daß ihm Hören und Sehen verging. Als er wieder zu sich kam, mußte er wohl oder übel von der schmalen Kost zulangen, wollte er nicht den Bohn des Bauern noch größer machen.

Nach der Mahlzeit wies man den beiden in der Scheune ein Lager an und machte ihnen bekannt, morgen würde gedroschen und sie müßten mithelfen. Ehe am andern Tage die Sonne aufging, erschien denn auch der Bauer an ihrem Lager und hieß sie aufstehen. Doch das Frühaufrichten war ihnen fast noch ungewohnter, wie gestern das künftliche Abendbrot. Raum war ihr Birt aus der Scheune herausgegangen, so taten sie darum auch schon die Augen wieder zu und schloßen weiter.

Als die vermeintlichen Bettler nicht bei der Arbeit erschienen, wurde der Bauer sehr zornig, ergriß seinen Knotenstock, schlich sich in die Scheune und prügelte den Alten Friß, der vorne lag, tüchtig durch und befahl den beiden von neuem aufzustehen. Aber auch jetzt konnten sie ihre Faulheit noch nicht überwinden. Nun befahl der König dem Zieten, daß er den Platz mit ihm tausche, da er nicht noch einmal von dem Bauern durchgeprügelt werden wollte.

Dieser wartete mit dem Dreschen eine kurze Zeit, und als wiederum keiner kam, ging er zum dritten Male in die Scheune und rief: „Ihr faulen Schelme, seid ihr denn ganz unverbesserlich? aber diesmal sollst du dahinten die Prügel bekommen, damit du nicht leer ausgehst.“ Und damit zog er den Alten Friß am Beine aus seinem Versteck hervor und prügelte ihn wieder durch. Jetzt riß dem König die Geduld, rasch sprang er auf, ließ mit Zieten zum

Gehöfte hinaus und machte, daß er wieder nach Berlin in das königliche Schloß kam.

Einige Tage später wurde der Bauer zum König befohlen, und als er nun mit schlotternden Knien vor ihm stand, fragte der Alte Friß ihn gar leutselig, ob nicht neulich zwei Bettelleute auf seinen Hof gekommen wären. „Ja wohl“, sagte der Bauer, „sie haben bei mir gegessen und geschlafen; doch als sie zum Entgelt am andern Morgen dreschen sollten, da sind sie aus dem Hause gelaufen.“ — „Ist dies vielleicht einer von den beiden?“ fragte der König, und durch eine Seitentüre trat Zieten herein, in der Kleidung, die er damals getragen hatte. — „Ja, das ist der eine“, antwortete der Bauer; „hätte ich nur noch den andern dazu, es sollte den Schelmen schlecht gehen.“

Darauf ging Zieten hinaus, kleidete sich um und kam in seiner Generalsuniform wieder. Jetzt erkannte ihn aber der Bauer nicht; ebenso wenig, wie er es gemerkt hatte, daß der Alte Friß berjenige von den beiden Bettlern gewesen war, den er so sehr durchgeprügelt hatte. Nun blieb Zieten mit dem Bauern allein, der König verließ den Saal und erschien noch wenig Augenblicken ebenfalls in dem Bettlerkleide. Der Bauer erkannte ihn sogleich und rief: „Da hab' ich dich ja, du Tagedieb; wo ist aber nun der andere? damit ich euch beide unserm Herrn König vorführen kann.“ Schon wollte der Bauer ihn anpacken, aber der alte Friß entwich ihm, um gleich darauf in seiner königlichen Kleidung wiederzukommen.

Nachdem sie sich nun genugsam über die Einfalt des Bauern gefreut hatten, ging man zu Tische, und der Bauer mußte sich auch mit hinsetzen. Während die andern aber die köstlichsten Speisen bekamen, erhielt er nichts anderes als eine Schüssel mit Grütze. Da mochte es ihm gar nicht schmecken, und er konnte kaum einen Bissen herunterwürgen. „Du Schelm“, rief jetzt der König ebenfalls, „ist dir die Speise nicht gut genug?“ und damit gab er ihm einen Backenstreich. Jetzt gingen dem Bauern die Augen auf, und er merkte, wer damals seine Gäste gewesen waren. Totenbleich bat er den König um Verzeihung. Der Alte Friß aber lachte und hieß ihn gutes Mutes sein, ließ ihm andere Speisen vorsehen und entließ ihn zu guterletzt reich beschenkt in seine Heimat.

Jahn Nr. 626. In abweichender Fassung von Knoop aus Hinterpommern mitgeteilt in Monatsbl. VI S. 26—28; hier bekommt Zieten die Prügel, was Knoop mit Berufung auf Wolf: Zeitschr. für deutsche Myth. II S. 13—16 (Der Herr und Petrus lehren bei einem lergen Wirte ein, und Petrus wird zweimal mit dem Dreschflegel bearbeitet) für die richtigere Fassung hält; ob mit Recht, scheint mir zweifelhaft. Eine dritte Fassung teilt Finken in dem ersten Teil des Märchens „König Friß und der Hoppssfüßler“ von der Insel Hiddensee (Nr. 18) mit. Der zweite Teil dieses Märchens führt die beiden Wanderer in ein Händerhaus. Bei Finken ist S. 63 f. noch weitere, nicht-pommersche Literatur zu dieser Sage angeführt.

Der Alte Friß hatte einen Jäger, der ihm die besten Bäume aus dem Walde stahl. Zur Strafe wurde er seines Amtes entsetzt und nackend an einen Baum gebunden, um dort den Fliegen zum Fraß zu dienen. Nachdem der Mann einen Tag lang so gestanden, ritt der Alte Friß vorbei und sah den ganzen Körper von dem Geschmeiß bedeckt. Mitleid ergriff seine Seele, und er schenkte eine Fliege von dem Leibe fort. Da sprach aber der Jäger: „Daß das Tier nur sitzen; das hat sich schon vollgefressen und schmerzt mich nicht mehr. Kommt aber eine neue Fliege, so habe ich auch neue Stiche auszustehen.“

Als der Alte Friß das gehört hatte, hieß er den Jäger losbinden und setzte ihn auch wieder in sein früheres Amt ein; „denn“, sagte er, „was soll ich machen? Nehme ich einen neuen Jäger, so bestiehlt er mich vielleicht noch vielmal mehr als der alte“.

Jahn Nr. 632. Eine ähnliche Erzählung geht von dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt um, der den nackten Körper des ungetreuen Reichensfelder Försters mit Honig bestreichen läßt, damit die Wespen angelockt werden. (Vordermärkisch-Pomm. Volksagen S. 77 f.)

Als der König im Verlaufe des Siebenjährigen Krieges einmal in Altbelz (Kr. Köslin) Quartier nahm, sagte der Besitzer zu seinem Knecht: „Johann, mu giww bei Peer gaut tau fräte, dat dei Ruffe usen König nich gefangen nähmen!“ Der Alte Friß selbst wurde gut bewirtet, und als er am andern Tage weiter reiste, sagte er zu dem Besitzer, besonders hätte er sich gefreut, daß er für seine Pferde so gut gesorgt habe. Wenn er nach Berlin käme, so solle er ihn doch besuchen. Nach Jahren kam der Altbelzer Besitzer wirklich nach Berlin und wurde vom König gastfreundlich aufgenommen. Als er wieder abreiste, fragte der König ihn, wie ihm Berlin gefallen habe. Da antwortete der Altbelzer: „O, ganz gaut; blot ein gefällt mi nich, doa is teen Klatt Meß upm Hof.“ Darüber hat sich der Alte Friß gefreut und hat ihn als tüchtigen Landwirt gelobt. Nach F. E. Schulz: Kösliner Sagen Nr. 194 (gekürzt).

Ein andermal befand sich der König in der Nähe von Stargard, wo das Dorf Constantinopol liegt. Als ein Bauer des Weges geschritten kam, fragte ihn der König, wo er her wäre. Der antwortete: „Aus Constantinopol.“ Der König, der von der Existenz des Dorfes keine Ahnung hatte, glaubte, die Antwort sei als Scherz aufzufassen, und fragte den Bauer weiter: „Was macht der Sultan?“ Der Bauer, der einen Hund mit Namen „Sultan“ hatte, erwiderte schlagfertig: „De liggt upm Meß un schlöppt!“

Dieselbe Geschichte wird auch von König Friedrich Wilhelm IV. erzählt (Balt. Stud. 41 S. 114). Die Umgegend des Dorfes wird auch die Hundetürkei genannt.

Daß man im Lande unbedingtes Vertrauen auf den Gerechtigkeitsinn und auf die Hilfsbereitschaft des Königs hatte, zeigte die Erzählung von dem Besuche der Samunderin Barbara Volkman beim

Alten Fritz. Sie führte sich beim Könige ein mit den Worten: „Friedrich, Friedrich, wenn Sei wilshen, wie et in Ehem Lande taugelst!“ Als sie die beim Könige versammelten Generale erblickte, sagte sie: „Herz König, Sei hewwen hit wol Gilt?“ Als der König sie fragte, wie ihr Potsdam gefalle, antwortete sie: „Jau, hie is't recht gant; awer Sei sind man en schlecht Wirt: Sei hewwen jau teen Meß up Ehren Hoff!“ Nach F. E. Schulz: Kösliner Sagen Nr. 195.

Wenn die Regierungsmaßnahmen des Königs dem Volke sonst auch immer gerecht und weise zu sein schienen, so wollte man sich mit der Aufhebung der kirchlichen Feier des Himmelfahrtstages doch nicht recht einverstanden erklären. Als der Tag herankam, an dem das Himmelfahrtstfest hätte gefeiert werden sollen, — so erzählt man in Wangerin — da schneite es so sehr, daß der schon in Blüte stehende Roggen über den Aehren eine vollständige Schneedecke zu tragen hatte. Deshalb nahmen die Leute die Pferdeleinen, zogen diese quer über die Ackerstücke und streiften damit den Schnee ab. Nun aber froh es die Nacht darauf, und alle Roggenblüten, die nicht abgestreift worden waren, gingen durch den Frost zugrunde. Wer den Schnee ruhig hatte liegen lassen, der machte eine gute Ernte. — Bald darauf wurde der Himmelfahrtstag vom Kö-

nige wieder in seine alten Rechte eingesetzt. Pomm. Wde. II S. 137.

Einmal bekam König Fritz von einem Rabbi aus einem kleinen Städtchen des Ostens einen Brief, worin sich der Rabbi beklagte, daß sich einige Mitglieder seiner Gemeinde die Bärte geschoren hätten, was wider das Gesetz sei, und daß diesem Beispiel auch schon andere gefolgt seien, so daß in kurzem in seiner Gemeinde nur noch barthlose Männer zu finden sein würden. Der König möge doch seinen Gemeindegliedern das Barthscheren verbieten! Nach einigen Tagen erhielt der Rabbi ein Schreiben vom König, und als er es erfreut öffnete, las er: „Die Juden sollen mich und ihre Bärte ungeschoren lassen! Friedrich.“ (Friedeisen Nr. 20.)

Der Großvater des Pastors Blume in Pommern hatte vom König mehrere hundert Taler zum Ankauf eines Bauerhofes geschenkt bekommen. Als nun der König einst während des Manövers in jenes Dorf kam, erbat und erhielt der alte Blume Audienz beim König; er wollte sich in schön gekleideter Rede bedanken. Aber gleich beim ersten Satz fiel ihm der Alte Fritz ins Wort und sagte: „Ich will bloß wissen, ob er das Geld erhalten hat.“ Al. jener das bejahte, winkte der König kurz mit der Hand und ritt weiter. (Pomm. Wde. II S. 137.) (Fortsetzung folgt.)

Anaben größer wurden, sind auch sie eines Tages verschwunden, angeblich von den Eltern nachgeholt. Da nun der Ueberlieferung nach von den vorbeiziehenden russischen Truppen sich nur zwei abgefordert haben, schmucktrachts auf das Gut gesprengt sind, und die größte Unbill vollbracht haben, ohne weitere Plünderung vorzunehmen, hat man gemeint, daß diese Uebelthäter zwei von jenen Knaben waren, welche sich für die erlittene Unbill rächen wollten.

Jacob Fabricius

der Feldprediger Gustav Adolfs.

Im letzten Akt des Deorient'schen Gustav Adolfs-Festspiels tritt auch der Festprediger des Schwedenkönigs auf. Alle, welche einst das Festspiel gesehen, wissen, daß der Vertraute des Königs Jacob Fabricius hieß. Nicht allen dürfte aber bekannt sein, daß des Schwedenkönigs ständiger Begleiter auf allen Zügen durch Deutschland, sein Seelsorger und bester Freund ein Sohn unserer Heimat Pommern war.

Jacob Fabricius, oder, wie er mit dem eigentlichen Namen heißt, Jacob Schmid, wurde am 19. Juni 1593 in Köslin geboren, wo sein Vater das ehrsame Handwerk eines Schuhmachers betrieb. Schon als Schüler der lateinischen Schule seiner Vaterstadt zeichnete er sich durch sein rednerisches Talent aus. Mit 18 Jahren bezog er das herzogliche Pädagogium in Stettin, wo der Subrektor Burckhardt sich seiner annahm und ihm später auch durch seine Verbindungen in Lübeck den Besuch der Universität Rostock ermöglichte. Der 23jährige Kandidat wurde dann als Lehrer an die Lateinschule nach Köslin berufen, 1619 wählte ihn die Vaterstadt zum Pfarrer an St. Marien. Der Ruhm des ausgezeichneten Kanzelredners war auch dem Herzog Bogislaw XIV. zu Ohren gekommen, und dieser befahl ihm trotz des Sträubens der Kösliner zum Hofprediger anfangs nach Rügenwalde und dann nach Stettin.

Die Stettiner Hofpredigerstelle war kein leichtes Amt; viertal hatte Fabricius wöchentlich zu predigen, die Edelknaben zu unterrichten und den Herzog auf seinen Reisen zu unterrichten. Um mit einem gelehrten Hofprediger aufwarten zu können, veranlaßte ihn der Herzog, die Würde eines theologischen Doktors zu erwerben, die im Gegenfatz zu dem heutigen Brauch durch eine Prüfung erlangt werden mußte. 1626 verlieh ihm die Universität Greifswald die theologische Doktorwürde.

Das Jahr 1610 wurde der Wendepunkt seines Lebens. Am 20. Juli erschien der Schwedenkönig vor den Toren Stettins und nötigte den widerstehenden Pommernherzog zu einem Schuß- und Trugbündnis. Bis zur Vertreibung der Kaiserlichen blieb Gustav Adolf in Stettin und lernte gelegentlich seiner Besuche der Schloßkirche Dr. Fabricius

Altes aus Rastow.

Mitgeteilt von H. Moldenhauer-Rastow.
Die Rassenburg.

Bei Rastow läßt sich noch deutlich die Anlage einer alten Wendenburg erkennen. Auf der rechten Raduloseite erhebt sich aus der Biesenebene ein großer Hügel in Form eines abgestumpften Kegels. Seine regelmäßige Gestalt legt die Vermutung nahe, daß „der Berg“, wie er heute genannt wird, künstlich aufgetragen ist. Auf diesem Berge hat der Sage nach vor Zeiten eine Ritterburg, die Rassenburg gestanden. Die Rüstung des letzten Ritters dieser Burg soll unter dem Altare der Krähiger Kirche aufbewahrt sein.

Obgleich der Zahn der Zeit, hier das Wasser, schon vieles verwischt hat, so ist doch noch deutlich zu sehen, daß die Burg von einem tiefen Graben umgeben gewesen ist. Hinter diesem umschloß ein Wall wie ein Ring das Burginnere. Der Wall ist auch heute noch so hoch, daß er selbst bei den größten Ueberschwemmungen, wie 1898 und 1922, nicht überflutet wurde. Auf diesem Burgberge steht jetzt ein Dreifamilienhaus, ein ausgebautes früherer Pferdeharn. Es ist der letzte Ueberrest des ehemaligen Gutshofes Rastow A, welcher früher einem Herrn von Münchow gehört hat.

Russische Mordtat in Rastow.

Im siebenjährigen Kriege ist von russischen Rei-

tern auf dem früheren Rittergute Rastow A eine schreckliche Tat verübt worden. Eines Abends ist, wie in der Krähiger Kirchenchronik berichtet wird, auf den Hof ein Trupp russischer Husaren gekommen, um zu plündern. Von diesen haben einige die Frau des Besitzers bei den Haaren ergriffen, sie auf die Diele geschleift und solange gegen die Wand geworfen, bis sie nach entsetzlichen Qualen ihren Geist aufgegeben hat. Der Besitzer selbst hat sich diesem Schicksal nur durch die Flucht in den Wald entziehen können, der damals bis dicht an den Gutshof reichte.

Diese grausige Tat ist naturgemäß damals viel besprochen und vom Volksmund ausgeschmückt worden. Man erzählt sich darüber heute in Rastow noch folgendes: Auf dem Gute hoben Instleute; die sich mit der Herrschaft nicht gut standen, mit drei Knaben gewohnt. Eines Nachts sind die Leute ausgerückt. Es wird behauptet, daß sie über Biziker nach Köslin und weiter die Straße nach Rastow gezogen seien. Ihre Kinder haben sie zurückgelassen, da diese ihnen auf dem Wege wohl hinderlich waren. Um die Eltern zur Rückkehr zu zwingen, hat jemand geraten, die Kinder in einen Sack zu stecken, in den Rauchfang zu hängen und Schmolz darunter zu machen. Die Kinder haben jämmerlich geschrien, die Leute haben sich jedoch nicht daran gekert, sondern gesagt: „Hört nur, wie die Mäuse pfeifen!“ Dieses Zaubermittel hat jedoch nichts genutzt, die Eltern sind nicht wieder zurückgekommen. Später, wie die

Fier.

Ein niederdeutscher Flurname.

Von Dr. Schulz-Köslin.

II.

Nach diesen Erwägungen erscheint es mir doch noch nicht so ganz unanfechtbar erwiesen zu sein, daß mit den Ausführungen Prof. Dr. Moshaks und Prof. Knoops „das letzte Wort über — fier gesagt sei“. Es ist möglich, daß die gegebene Erklärung sich als richtig herausstellt und allseitig als richtig anerkannt wird. Für eine einwandfreie Nachprüfung scheint es zunächst aber geboten, dem Vorkommen des Wortes in allen deutschen Gauen nachzugehen und dabei, soweit möglich, auch gleichzeitig festzustellen, welches die volkstümliche Ansicht über seine Bedeutung ist.

Nachstehende Zeilen bringen eine Zusammenstellung des Vorkommens des Namens in der Provinz Pommern. Diese Zusammenstellung macht keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Für jede Ergänzung, die ich an mich oder an den Verlag des Blattes gelangen zu lassen bitte, bin ich dankbar.

Das Wort erscheint in Pommern urkundlich

zuerst 1268 (Pomm. Urk. Bd. II Nr. 864) in einer Urkunde vom 1. Juli, in welcher Herzog Barnim I. der neugegründeten Stadt Gollnow (Gollenog, quae nunc Vredeheide appellatur) 30 Morgen „in dem Eichwald, der im deutschen 1. Efir heißt“ (in silva quorna, quae teutonice Ekfir dicitur) schenkt.

Als Flurname für ein Wäldchen am Ostufer des Enzigsees findet sich 2. Eichfier (auch „das Fier“) bei Rügenberg im Kreise Saagig. Ein Forsthaus 3. Eichfeuer (eine mißverständliche Verhochdeutschung) gibt es im Kreise Randow, während ein Abbau 4. Eichfier bei Treptow, im Kreise Greifenberg, liegt.

Im Kreise Neustettin gibt es vier Dörfer, deren Name mit Fier zusammengesetzt ist: 5. Hasenfier, 6. Klöpfferfier (nach Mitteilung von Herrn Rektor Rosenow-Rügenwalde bezeichnet man im Kreise Neustettin mit Klöpfer die Wildtauben), 7. und 8. Alt- und Neulienpfer; ferner zwei Abbauten 9. Pausenfier bei Zechendorf und 10. Blankenfier bei Fiederborn. Als Flurname findet sich 11. ein Kreuzfier im Dorfe Neudorf, Kreis Neustettin. Außerdem liegt bei Groß-Rübe ein Abbau 12. Bierfier.

Im Kreise Köslin heißt ein südöstlich von Schwesin gelegener Abbau und Alder 13. Falenfier (flaches Fier). Dieses Gelände soll früher mit Busch-

werk, namentlich auch Eichen, bestanden gewesen sein. Südöstlich von Neubelz gibt es einen 14. Bierberg, ferner nach dem amtlichen Ortschaftsverzeichnis der Provinz Pommern eine Kolonie 15. Bierberg bei Schwesin.

Im Kreise Schwelbitten liegt ein Gut 16. Bierhof bei Stolzberg, ebenda liegt ein 17. Fierbach, der durch ein Fichtengehölz in einen von Buchen umwaldeten kleinen See sich ergießt.

18.—21. Je ein Fier (Abbau) liegt im Kreise Belgard bei Pusthow, desgleichen (Abbau) im Kreise Cammin bei Gr.-Stepenth, ein Borwerk im Kreise Schwelbitten bei Semerow und eine Dorfgemeinde im Kreise Regenwalde. Im Kreise Dramburg gibt es ein Gut 22. Bier bei Stöben.

Im Kreise Rügenwalde kenne ich ein Rittergut 23. Bierhof bei Großlabow sowie eine Kolonie 24. Bier Carlsbach, Post Gollnow, und ein Dorf sowie Oberförsterei 25. Rothenfier. Bestes liegt, nach einer Zuschrift von Herrn Pastor Knief-Zebbin, der die Flurnamen des Kreises Cammin sammelt, in solitudine quereina Trechel, die Herzog Barnim I. am 12. 5. 1272 (Pomm. Urk. Bd. II, 1. Abt. Nr. 957, S. 264) dem Kloster zu Pudagla als Ersatz für das Dorf Dramin im Kirchspiel Zebbin schenkte.

Eine Gemeinde 26. Hohenfier liegt im Kreise

kennen und schätzen. Damit man klüdtigt wird man gestraft: hatte Bogislaw seiner Zeit den Kdälinern ihren Prediger „abberufen“, so berief jetzt Gustav Adolf des Herzogs Hofprediger in seine Dienste. Wohl weniger aus „freund-wetterlicher Liebe“ — wie es der König sich ausbat — als aus der politischen Erwägung, daß er dem starken Schutzherrn die Bitte nicht abschlagen dürfe, „beurlaubte Bogislaw seinen Hofprediger in Schwedischen Dienste.“

So wurde Dr. Fabricius ständiger Begleiter des Königs. Er teilte seine Kraft zwischen Soldaten- und Zivilgemeinde und ließ auf die Predigten im Feldlager andere in den Städten folgen, welche sie auf ihren Zügen berührten. Dem König war er Seelsorger und Freund im besten Sinne des Wortes. Wenn es schon nicht leicht ist, einer geistig hochstehenden Gemeinde ein rechter Seelsorger zu sein, so ist es noch schwieriger, den Bedürfnissen eines religiös gerichteten, außergewöhnlichen Volkes auf die Dauer zu genügen. Trägt nun, wie es bei Gustav Adolf wohl zweifelsohne der Fall war, das religiöse Verlangen auch keine Spur des konventionell Gemachten an sich, sondern gibt sich als ein lebendes, täglich neuer Nahrung bedürftiges inneres Empfinden, so erwachsen dem Seelsorger Aufgaben, die nur von einem geistig bedeutenden und tief religiösen Manne gelöst zu werden vermögen. Der Aufgaben war Dr. Fabricius wohl voll und ganz gewachsen, denn Gustav Adolf setzte es durch, daß er ganz in seinen Diensten blieb. Sein Seelsorger war wohl der einzige, dem er draußen im Feldlager einen Einblick in sein Fühlen und Denken gewährte. So ist es verständlich, daß er ihm gegenüber auch die Zweifel besprach, welche des Schwedenkönigs politische Gegner gegen seine Pläne hegten: „Auf daß man sehen möge, wie treulich und gut ich es mit meinen Glaubensgenossen meine, so will ich daran wagen, was mir am Liebsten ist. Nun habe ich ja nächst Gott nichts Heber in der Welt, als mein eigenes Leben, das will ich deswegen daran geben und gern aufopfern, daran mögen die Leute jubizieren, ob ich's treulich mit ihnen gemeint habe oder nicht.“ Ueberhaupt scheint nach Aufzeichnungen des Feldpredigers der König von schweren Todesahnungen erfüllt gewesen zu sein. Besonders deutlich tritt dieser schweremüthige Zug in seinem Charakter unmittelbar vor seinem Ende hervor. Wie ein Wort aus der Mitte der burgundischen Todesgenossenschaft in Ghels Saal mutet uns der Ausspruch des Nordland-Königs an, der sein blaues Regiment in die Böhmer Schlacht führt mit den Worten: „Heute wollen wir, will's Gott, alles unseres Leides vergessen!“ Gustav Adolfs Ahnungen gingen in Erfüllung: er starb in der Schlacht den Helident. Seines Königs und Freundes sterbliche Hülle begleitete der Feldprediger bis an die pommerische Küste nach Wolgast. Hier hielt er ihm am 16. Juli 1633 die Leichenrede über das Wort: „Die Krone unseres Hauptes ist abgefallen. O weh, daß wir so geklüdtigt haben!“ Das

war der letzte Dienst, den er seinem Königlichem Herrn erwies. —

Dr. Fabricius lehrte nach Stettin zurück und wurde dort zum Pfarrer an St. Marien ernannt und von der Königin Christine als Generalsuperintendent von Pommern bestätigt. Die pommerische Kirche hat diesem ersten und einzigen schwedischen Generalsuperintendenten sehr viel zu verdanken gehabt. Am 8. August 1654 wurde er auf der Kanzel von einem Schlaganfall betroffen, drei Tage später starb er. In St. Marien fand er die letzte Ruhestätte. Seinem Epitaphium gab man die Aufschrift: „Des großen Königs Herz, der Fürsten Lust und Leben, Der keinem Redner wie im Reden nachgegeben,

Der Rebeckol.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Unter den hinterpommerschen Bergen ist neben dem Gollenberge bei Kdälin am bemerkenswertesten in landschaftlicher und kulturgeschichtlicher Beziehung der 115 Meter hohe Rebeckol, der zwischen Garder- und Zeba-See, am linken Ufer der Dupow, unmittelbar neben dem Kirchdorfe Schmolzin (Kr. Stolp) gelegen ist. Schon auf der ältesten Karte von Pommern, die Sebastian Münster 1541 in seiner Kosmographie veröffentlichte, ist der Rebeckol eingezeichnet und die Spitze des Berges mit einer Kapelle gekrönt. Auf der Großen Lubinschen Karte vom Jahre 1618 findet sich der Berg und die Ortschaft mit der Bezeichnung Rebeckol mons vor.

Die Aussicht von der Höhe des Rebeckols ist nicht nur von überraschender Weite, sondern auch von ausnehmender Schönheit: im Vordergrund liegen die von der Dupow durchzogenen Fluren, Felder und Wiesen, und in weiterer Entfernung schweift der Blick nordwärts und nordostwärts über die endlosen Flächen der Ostsee.

Im Mittelalter stand auf dem Rebeckol eine Kapelle, die dem heiligen Nikolaus, dem Patron der Seefahrer und Schiffer, geweiht war. Das Patronat über die Kapelle besaß nach Haken (Beiträge zur Stadtgesch. von Stolp I S. 10) das Jungfrauenkloster in Stolp, nach Steinbrück (Gesch. der Klöster S. 147) das Dominikanerkloster in Stolp (Garde mit der Mühle und halbem See, auch der Kapelle und dem Krüge auf Rebeckol). Die Kapelle enthielt ein wunderartiges Marienbild und stand deswegen (neben der Kapelle auf dem Gollenberge bei Kdälin und der Kapelle auf dem heiligen Berge bei Pollnow) weit und breit im Rufe der Heiligkeit. Alle drei wurden als „die drei heiligen Marien hinterpommerns“ und die drei genannten Berge als „die drei heiligen Berge hinterpommerns“ bezeichnet.

Während des Mittelalters und insbesondere im 15. Jahrhundert wurden die drei Kapellen von Wall-

Der Armen Trost und Schutz, der Seinen Blick und Schein,

Fabricius, der liegt hier unter diesem Stein. Du liest jetzt von ihm: „Er war und ist gewesen!“

Das kann man auch von dir, nach wenig Tagen lesen.“

Als am Ausgange des 18. Jahrhunderts die ehrwürdige Marienkirche ein Raub der Flammen wurde, ist auch das Fabricius-Grabdenkmal mit zugrunde gegangen. Aber nicht das Gedächtnis des Toten; denn länger als ein Leichenstein vermodert, wird die Verbindung, in welcher sein Name mit dem des großen Schwedenkönigs steht, sein Gedächtnis der Nachwelt erhalten. Kurt Poppe.

fahrern häufig aufgesucht, und solche Wallfahrten galten insbesondere als Sühne für gerichtlich verhandelte Mordtaten und andere schwere Verbrechen. So wurde im Jahre 1435 in einer Kollberger Mordföhne bestimmt, daß ein Mann nach Wisnack und Nachen, ein anderer zu Cussalin, Polnow und Rebeckol in einer Reise zu senden sein (Mon. 1918 S. 15). Ebenso mußte die Stadt Schlawa, die den Ritter Borchard von Winterfeld hatte köpfen lassen, in der durch Herzog Bogislaw X. vermittelten Mordföhne im Jahre 1485 sich verpflichten, einen Mann nach Rom und nach dem heiligen Birte zu Wisnack, und einen zweiten Mann nach den drei heiligen Bergen, dem Gollenberge, dem Rebeckol und dem heiligen Berge bei Pollnow, zu senden. (Balt. Stud. 2a S. 39.) Im Jahre 1483 setzte der Camminer Priester Johannes Starke in seinem Testamente eine Summe Geldes aus, mit deren Hilfe sein Neffe Nikolaus Heyse zum Heile der Seele des Stifters eine Reise abbeatam Mariam in Rebeckol unternehmen sollte. (Mon. 1918 S. 16.)

Für die Schiffer und Fischer hatte die Kapelle auf dem Rebeckol noch eine andere Bedeutung. Auf dem Turm der Kapelle wurde nämlich eine Leuchte unterhalten, deren Licht im dunklen Nächten zur Orientierung auf See diente. Als eine schwache Erinnerung an die ehemalige Bedeutung des Rebeckols für die Schifffahrt ist der Umstand anzusehen, daß der Rebeckol bis in die neuere Zeit hinein als „Hänföort“ für vorüberfahrende Schiffer galt, d. h. wer zum ersten Male den Rebeckol passierte, wurde von den Schiffsgenossen durch derbe Neckereien belästigt und mußte sich von diesen durch Hergabe eines Biergeldes lösen.

Mit der Einführung der Reformation im Jahre 1534 hörten die Wallfahrten nach dem Rebeckol auf, und die Kapelle ging ein. Sie soll von den Anwohnern ausgeraubt und zerstört worden sein. Wann dies geschehen ist, ist nicht überliefert. Der Turm der Kapelle ist, wie es scheint, verschont geblieben, um auch weiterhin als Leuchtturm zu dienen. Jedenfalls stand er wohl noch im 17. Jahrhundert. Denn im Jahre 1684 setzte Herzog Ernst Bogislaw von Croyn und Arefchott, der Neffe des letzten Pommerherzogs Bogislaw XIV., in seinem Testamente ein Legat von 200 Talern zur Errichtung einer Laterne auf dem Rebeckol aus, wie er auch für die von seiner Mutter reich ausgestattete Schmolziner Kirche die gleiche Summe zur Errichtung eines Turmes ausgelegt hatte. (Balt. Stud. 28 S. 169.)

Die letzten Reste der Kapelle wurden erst vor etwa hundert Jahren abgetragen und ihre Fundamente erst im Jahre 1847 beseitigt. (Rühn: Neues Bild S. 6.) Beim Aufräumen fanden sich noch Menschenknochen und Gebeine; sie mochten von frommen Gläubigen herrühren, die sich einst auf dem Friedhofe der Kapelle oder auch in der Kapelle selbst hatten bestatten lassen.

Nach Brüggemann (Beschreibung II 2 S. 939) wurde an Stelle der zerstörten Kapelle von den Herren von Lessen in dem Dorfe eine kleine lutherische Kirche als Filial von Groß-Garde errichtet. Im Jahre 1794 wohnten 34 Bildner am Orte.

Wenn die geschichtlichen Nachrichten über den Rebeckol, wie wir sehen, recht dürftig und zusammenhanglos sind, so hat sich die Volksfage desto eingehender mit dem Rebeckol und seiner Kapelle beschäftigt.

Der Name Rebeckol ist im Volksmunde als „Hänföort“, d. h. Hänföort, Hänföort, gebildet worden. Die hinterpommerschen Sagen von

Kolberg-Kdälin, ein Abbau 27. Hohenfier bei Garzigar, Kreis Lanenburg (Anoop, Lanenburger Sagen 1925, Nr. 80), ein Borwert 28. Oberfier im Kreise Nummelsburg und eine Oberfierierei und Förfierierei 29. Oberfier im Kreise Bublitz.

Im Kreise Cammin kommt das Wort laut Mitteilung von Herrn Pastor Knieß als Flurnamenbezeichnung noch wie folgt vor: 30. die Bierwiese in Schwirsen und 31. die Böhmerwiese in Schwanteshagen.

Im Kreise Dramburg liegt bei Borchow ein Forsthaus 32. Moosfier. Im Kreise Schlawa erwähnt A. Haasch, Gesch. der Stadt Janow S. 16 aus einem Tauschvertrag von 1575 eine Heide 33. Nunnenfieri. Bei Bublitz gibt es einen 34. Böhmerfieri, im Kreise Kolberg-Kdälin einen zum Gute Roman gehörigen Wald 35. Fieriberge (ursprünglich Fieriberg). Einen 36. Bierberg erwähnt Dr. Rahn, Flurnamen des Kreises Greifswald, Seite 128. Im Kreise Franzburg liegt ein Gut 37. Biersdorf. E. Zernikow, Gesch. der Stadt Labes 1922, nennt Seite 16 ein 38. Biershagensches Bier (draußen an der Vega gelegen) und Seite 17 39. das Bier (auch Bierhild) am Schönwalder Weg, nach einer Urkunde von 1460.

Die allgemeine Ansicht über die Bedeutung des Wortes Fier oder Bier geht bei der Mehrzahl der befragten Personen dahin, daß darunter ein Wald oder Heidestück zu verstehen sei. Wenn nun auch die allgemeine Ansicht nicht maßgebend sein kann, so scheint es mir doch immerhin beachtenswert, daß viele Ortschaften und Kolonien, deren Namen auf Fier zurückgeht, auf ehemaligem Wald- bezw. Heide-land angelegt sind. Eine Reihe von Namen deutet geradezu auf ehemaligen Eichwald, also Laubwald, landwirtschaftlichen Kuchwald hin, und die älteste Urkunde sagt, daß Effier die deutsche Bezeichnung eines Eichwaldes bei Gollnow sei.

Lehter Schnee.

Es schlafen die Dörfer im lehten Schnee, Sie haben sich tief in das Weiß getnet. Uebern Wald die verblässende Mondföhle zieht, Und leise berührt sie mit silbernen Fingern das Weh . . .

Fern verblauen Wald und Schneetuch: märchenhaft. Der große Zauber singt. — Schwer nur das halb- erwachte Bächlein spricht,

Sterne stürben aus dem dunklen Sonnenlicht, Wie der Wandersolle seine Schwingen krafft, Als ein Zeichen nahender Frühlingkraft.

Da, wo sich der Weg nach der höchsten Spitze des Schmolliner Berges, des Revelol, vom Fahrwege abweigt, befindet sich eine am Boden etwa 25 Schritt breite kesselförmige Vertiefung, die jetzt (d. i. im Jahre 1885) mit Fichten bestanden ist. Dort sollen vor Jahren Räuber ihren Schlupfwinkel gehabt haben, und man nannte sie deshalb Räubertühe, plattdeutsch „Kewertühl“. Daher hat der Berg seinen Namen erhalten. In jener Vertiefung soll jetzt jeden Sonntag während des Gottesdienstes der Teufel sein Wesen treiben.

Eine andere Sage bringt auch die Ortschaft Rowe an der Nordwestseite des Garber Sees mit den Revelolräubern in Zusammenhang und will offenbar auch den Ortsnamen Rowe von „rowen“, d. i. rauben, herleiten. Diese Sage stammt aus Groß-Garde und lautet folgendermaßen:

In grauer Vorzeit kam an den Strand von Rowe ein Seeräuberschiff; es wurde von den Wellen zertrümmert, und die ganze Mannschaft ertrank. Nur zwei Knaben retteten sich und wurden von den Strandbewohnern, die nur in Hütten wohnten, liebevoll aufgenommen. Als die beiden Knaben Männer geworden waren, bauten sie sich auf dem Revelol eine Wohnung, und von hier aus unterjochten sie sich den ganzen Strand. Sie unterjochten mehrere Schiffe, die mit Seeräubern bemannt waren. Die erbeuteten Waren wurden teils in Rowe, teils im Revelohl aufbewahrt. Von diesen beiden Knaben, die sich „Bandemer“, d. i. Bande am Meer, nannten, soll das weiverzweigte Geschlecht der noch jetzt in Pommern ansässigen „von Bandemer“ abstammen. (Knoop Nr. 138 = Stolper Sagen 163.)

Wir haben es hier vielleicht mit einer alten Familiensage derer von Bandemer zu tun, obgleich die Familie in Pommern erst seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts urkundlich genannt wird. Bagmihls Wappenbuch (I S. 48) weist den frühesten Vertreter der Familie in einer Urkunde des Jahres 1403 nach, und in Klempins und Krag's Matrikeln der pommerschen Ritterschaft erscheinen die von Bandemer erst seit 1523.

Zwei andere Deutungen des Namens Revelol hat Homann in seinem 1822—1832 abgefaßten, nur handschriftlich überlieferten Wörterbuch der Niederdeutschen Sprache mitgeteilt. Danach soll der Name Revelol aus „Reueluhl“ entstanden sein, da es lediglich „reueige Christen“ waren, die einstmals zu der Kapelle auf der Höhe des Berges zu wallfahrten pflegten. Nach anderer Deutung ist der Berg in der ersten Christenzeit von den Mönchen als reverendus collis, d. i. als verehrungswürdiger Hügel, bezeichnet worden, und daraus soll dann der Name Revelol entstanden sein.

Endlich sei noch eine Erklärung des Namens angeführt, die sich in den Pomm. Provl. II S. 384 f. findet. Danach ist der Name zusammengesetzt aus schwedisch räif Fuchs und kulle Bergspitze. Da der Revelol ein wichtiges Merkzeichen war, — so wird zur Begründung dieser Deutung hinzugefügt — mögen schwedische Seefahrer ihn zuerst „Räifkulle“ genannt haben, was dann bei den Landbewohnern in Revelol übergegangen sein mag. (Weitere Deutungen finden sich bei O. Kühn: Rower Bilder, 1888 S. 6.)

Die drei letzten Deutungen beruhen auf gelehrter Reflexion. Zu den zuerst angeführten, volkstümlichen Deutungen bemerkte ich noch, daß bei der mecklenburgischen Ortschaft Rühlow (Amt Stargard) die sagenreiche Nowkinn liegt. Im übrigen ist zu betonen, daß keine einzige der vorgenannten Deutungen den Anspruch darauf erheben darf, die richtige zu sein. Nur der zweite Teil des Namens, das Stammwort kol, ist richtig gedeutet als „Hügel“ (slaw. kolumi, lat. collis, armen. kuled, schwed. kulle); es kehrt wieder in „Gollenberg“, „Gollm“ auf Usedom (vgl. Rigobulum). Den ersten Teil des Namens vermag ich nicht in befriedigender Weise zu lösen. Leicht ist die Deutung des Namens Schmollin, der aus slaw. Smoldzynie, d. i. Leerhütte, entstanden ist. Es ist also anzunehmen, daß in alten Zeiten am Fuße des Revelols eine Seerhütte gestanden hat. (Walt. Stud. 41 S. 164.)

Wo ehemals Klöster, Kirchen oder Kapellen gestanden haben, finden wir oft Sagen und Molkensagen lokalisiert. So auch beim Revelol.

In der Vertiefung, die sich auf dem Revelol befindet, soll unter einem Steine ein Schatz vergraben liegen. Der Schatz kann gehoben werden, wenn eine darunter liegende eiserne Nadel entfernt wird. (Walt. Stud. 41 S. 164.)

Für die Schatzsage war ohnehin schon durch die vorerwähnte Räubersage Platz geschaffen; denn wo Räuber sind, da sind auch Schätze. Die Glodensage lautet folgendermaßen:

Als die Kapelle auf dem Revelol abgebrochen wurde, rollte die Glocke den Berg hinunter in die Lupow, die dort am Fuße des Berges dahinstieß. An dieser Stelle ist früher jedes Jahr ein Mensch ertrunken, und auch jetzt geschieht es noch öfter. Früher hörte man dort auch noch die Töne der Glocke; das hat aber jetzt aufgehört. (Knoop Nr. 139.)

Sobann knüpft an den Revelol noch die Sage von einer verwünschten Prinzessin. In alten Zeiten — so heißt es — soll auf dem Revelol ein Schloß gestanden haben, das eine Prinzessin bewohnte. Aber dieselbe ist mit samt ihrem Schlosse in den Berg hinein verzaubert worden. Jetzt fährt sie alle Abende in einer Kutsche vom Revelol eine Strecke nach der Döfsee zu und wieder zurück. TriFFT sie jemand auf diesem Wege, so bittet sie ihn, daß er sie erlöse, indem sie ihm angibt, auf welche Weise er das Erlösungswort vollbringen kann. Aber bisher hat es noch keiner gewagt. (Pomm. Wde. I S. 97.)

In der Gruft Friedrichs des Großen

Im gewaltigen Schweigen
schläft der Carlolphag.
Heilige Gebeine
birgt die noch wie ferne dunkle Idee —
den Reliquienschein Preußens
birgt die dämmernde,
enorme Stille der Ewigkeit —
das Gewölbe des Vaterlands.
Siehe, die geschlossene
Niesenhand der Erde
umschließt — unscheinbar —
rätselfhaftes Samentorn!

Wie wage ich näher mich,
ein Gezeichneter der Zeit,
ein Jagernd-Zweifelnder,
vom Geheimnis der Kraft
lastend unwittert!

Aber die Fremde,
die oben das Boll zerwühlt,
dringt nicht bis zur Stätte des Ruhms,
bis zur verborgenen, geheimen,
versunkenen Stufe des Aufstiegs,
die zur Macht und zur Freiheit fñhrt!

Ich senke . . . ich hebe die Stirne
und verharre in Ehrfurcht gebannt —
die Stille singt —
ich verharre in mir, dumpf schwer,
wie auf einer magischen Schwelle.
O Gebet . . . Gebet der Hoffnung!
O du einzige, strahlende Gestalt!
Du König! . . . Mein König!

Da riß es mich aus dem Staub,
aus der dumpfen Tiefe der Tiefe,
da stieg ich hinab,
da preß ich meine Schläfe
an den Rand des Sarges.

O heilige Gebeine,
Reliquienschein Preußens!
Sättige sich hier
meine dürstende Diebe,
all meine darübende Sehnsucht
nach Freiheit und Größe des Vaterlands!
Und nun spreche ich aufrecht und still
und gewiß das Gebet der Hoffnung:
Kommt uns aus diesem uralten Geschlecht,
das unser war,
das unser sein wird,
das mit uns zur Höhe ging und geht,
ein König wie dieser! . . .
Das walte, o heiliges
erlösendes Schicksal! . . .

Hans Benzmann.

Rechtliche Sagen von einer verwünschten Prinzessin finden sich auch im Gollenberg bei Röllin und im Gollm auf Usedom. Beide Orte sind wahrscheinlich altheidnische Kultstätten, und möglicherweise hat eine solche einst auch auf dem Revelol bestanden. Diese Vermutung wird noch bestätigt durch das Vorhandensein der mittelalterlichen Kapelle: im frühen Mittelalter wurden die ersten Gotteshäuser mit Vorliebe auf den alten heidnischen Opferplätzen erbaut. Eine Gespensierkutsche verkehrt auch in den Rower Dünen; ihr Inbasse aber ist der Teufel. (Pomm. Wde. IV S. 20.)

In der Lupow wohnt eine Sejungfer, von der die Leute viel zu erzählen wissen. Nach Sonnenuntergang darf man weder Wäsche noch Nege in dem Flusse spülen; sonst erhebt sich die Sejungfer aus dem Wasser und verschwindet mit dem Gewaschenen. (Pomm. Wde. II S. 65.)

In der Schmolliner Kirche befindet sich ein Teufelsbild, an dessen Entstehung eine eigenartige Sage knüpft: der Teufel ist erbost, daß der Maler ihn in so häßlicher Gestalt dargestellt hat, und stellt den Maler darüber zur Rede. Der antwortet led: „O, ich werde ein zweites Bild malen, auf dem du noch schrecklicher aussehen sollst!“ Da droht der Teufel: „Das sollst du bereuen!“ Als der Maler am andern Tage die hohe Trittleiter besteigt, stürzt er damit zur Erde und ist tot. (Pomm. Wde. VI S. 175.)

So ist der Revelol, als auch seine schöne Umgebung von einem reichen Sagenranze umrahmt.

Pommersches Landfrauenleben vor 100 Jahren.

Die Tätigkeit der pommerschen Hausfrau auf dem Lande ist zu allen Zeiten stark unterschätzt worden. Und dabei ist sie nie geringer zu bewerten gewesen als die des Mannes. Heute wird die Wirtschaftsführung in Haus und Hof wie auf dem Felde durch eine Anzahl neuzeitlicher Hilfsmittel erleichtert. Was es aber da vor etwa hundert Jahren in der „guten alten Zeit“ aus! Wie heute mußte die Landfräulemännlich zu Erntezeit, auf dem Felde helfen. Neben hatte sie im Hause zu tun ohne Rast und Ruh. In aller Frühe mußte sie Feuer anmachen zur Bereitung der Morgensuppe und im Winter zur Heizung der Stube. Das Feueranzünden war damals gar nicht so einfach. Dazu dienten Stahl, Stein, Zunder und Schwefelsfaden, die in einer Blechdose aufbewahrt wurden. Der Zunder, verkohlte Leinwand, mußte sorgfältig vor Nässe bewahrt werden, weil er sonst die vom Stahle abfliegenden Funken nicht aufnahm. Die auf dem Zunder hin und her huschenden Funken wurden mit dem Schwefelsfaden verfolgt, und wenn man Glück hatte, entzündete sich dieser. An die Stelle des Zunders trat später der Feuereschwamm. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen dann bessere Mittel der Feuerzeugung zur Anwendung. Die Döbereinerschen Feuerzeuge waren schon lange bekannt, in den Bauernhäusern hatten sie aber keinen Eingang gefunden. Wohl aber die Funkenfeuerzeuge, die wenigstens in einzelnen, nicht gar zu sehr abgefallenen Familien benutzt wurden. Ein kleines Glas enthielt Ätznatron, das mit konzentrierter Schwefelsäure getränkt war. Ein Zündhölzchen, ganz von der Form unserer heutigen Phosphorhölzchen, gab fort mit einem Kopf versehen, der chloraures Kali enthielt, wurde eingetaucht und rasch wieder aus der Flüssigkeit geholt. Wenn die Schwefelsäure nicht Wasser angezogen hatte, brannte das Hölzchen unfehlbar. Leider aber dauerte die Herrlichkeit nicht länger als etwa eine Woche, dann mußte die Schwefelsäure erneuert werden. Das Funkenfeuerzeug verschwand endlich vor den Phosphorhölzchen, die trotz aller Verhöhnung bald allgemein verwendet wurden.

Vor allem war natürlich die Instandhaltung der Wohnung die Aufgabe der Hausfrau. Die Wartung der Kinder galt als selbstverständlich. Auch die Versorgung des Viehs lag ihr mehr als heute ob. Die Milchwirtschaft nahm an einzelnen Tagen viel Platz in Anspruch. Allwöchentlich wurden von der Frau Butter und Käse zu Markt gebracht. Manchmal freilich mußte auch der Mann den Korb auf den Rücken nehmen. Eine wichtige Arbeit der Hausfrau war das etwa alle 14 Tage wiederkehrende Baden. (Fortsetzung folgt.)